

Ein grosser unbekannter franke

Von Friedrich Deml

Ludwig Derleth gehört zu den großen Unbekannten in Deutschland. Es geschieht ihm das übliche tragische und groteske Schicksal des Künstlers und Propheten, daß er in seiner Heimat nicht gehört und nicht geehrt wird; ja, daß er von seinen Zeitgenossen als ein unbequemer Mahner und Schöpfer von eigenwilliger Art mit Schweigen und Nichtbeachtung bestraft wird.

In der Reihe der vergangenen und gegenwärtigen Dichter Ostfrankens ist Ludwig Derleth einer der stärksten und geprägtesten Persönlichkeiten. Man darf seine aristokratische Gestalt, ohne zu übertreiben, neben Jean Paul, Platen, Rückert und Max Dauthendey stellen. Er hat sogar in seinem Wesen und in seiner Kunst etwas Einmaliges von der Größe Wolfram von Eschenbachs: Weltoffenheit, Ritterlichkeit, grüblerischen Tiefsinn und letzte Zielsetzung und Sinngebung. Er gehört zu den Weltanschauungsdichtern. Zeitlebens war er eine Art Parzival, der ausritt, den heiligen Gral zu suchen und ein geistiges Königreich zu gründen.

Es ist beschämend, daß echtes Wertgefühl bei unsren Zeitgenossen und Landsleuten sehr selten geworden ist; sonst könnte es nicht sein, daß ein so universaler Geist und KÖnner wie Derleth in Franken namenlos geblieben ist, während jeder Provinz- und Dorfdichter seine väterlichen Heger und Pfleger findet. Als Kronzeugen für meine Behauptung über die Bedeutung dieses Mannes seien drei Persönlichkeiten unseres Kulturlebens angeführt: Thomas Mann, Werner Bergengruen und Professor Karl Muth, der verstorbene Herausgeber des „Hochland“ und Vorkämpfer für eine weltweite christliche Literatur.

In seinem Doktor Faustus nimmt der ironisch charakterisierende Autor Thomas Mann die Gestalt Derleths zum Modell seiner geistreichen Versuche. Gewiß! Keine positive Würdigung aber immerhin die widerwillige Anerkennung eines genialen deutschen Sonderlings, als welcher Derleth dem Zivilisationsliteraten erscheint. Ein gerechter und liebevoller Kronzeuge für unsren Dichter ist dagegen Karl Muth. Er schreibt in seiner Würdigung der Persönlichkeit und des Werkes unseres Landsmannes: „Ludwig Derleth, ein Franke, lebt in München in fast mönchischer Zurückgezogenheit ... Im Georgekreis war er eine seltsame Gestalt des Widerspruchs, von George aber dennoch gehalten und geschätzt als Imperatorenatur auf dem Boden der christlichen Welt...“

Das ist das Entscheidende an der Haltung und an der Weltschau Derleths: Er lebt und gestaltet letzten Endes aus einem mystisch-universalen Christentum, in das sich uralte heidnische und naturhaften Elemente mischen. Gewiß kann man bei Derleth nicht von einem reinen und dogmatischen Christentum sprechen — die Verherrlichung des Dionysischen und Mysterienhaften, sein Lobpreis des seligen Rauschzustandes geben seiner dichterischen Religiosität manchmal recht synkretistische Züge. Trotzdem leuchtet immer wieder das Urlicht der anima naturaliter christiana auf, der christlichen Seele in ihrer Sehnsucht nach Heiligung und Erlösung. Derleths Kampf gegen sein mögliches Heidentum ist oft ergreifend. In einem seiner Gedichte heißt es:

*Wir wollen die Hand erfassen
des Schiffsherrn von Nazareth,
der, wenn die Sterne erbllassen,
nachtwandelnd auf Meeren geht,
der tief in Wellen und Winden
verlorenen Stimmen lauscht,
um Städte wiederzufinden,
darüber die Sintflut gerauscht.
Wir wollen vom Haupte streifen
der Kränze brennenden Saum,
das fiebernde Lustergreifen,
den großen Griechentraum.*

In seinem Kampf um die Wahrheit und letzte Wirklichkeit ruft Derleth den Hort der Wahrheit an, daß er ihm Hilfe und Zuflucht sei:

*Du Turm der Wahrheit, Jesu Christ,
bewahre uns tief innen.
Du Berg, der unsere Zuflucht ist,
vor Diwien und vor Dschinnen.
Und bricht berein die letzte Nacht,
und stürmt die ganze Hölle,
wir halten gegen Übermacht
des Glaubens Burg und helle Wacht
und feste Zitadelle.*

Ludwig Derleth ist in seinen Dichtungen ein übermütiger Schwelger in Worten und Bildern; er verschwendet sich gleichsam in kosmische Räume, in alle Zeiten und Kulturen.

Abendland und Morgenland werden in seinem Hauptwerk, im „Fränkischen Koran“, gleichsam wie ein Teppich ineinander verwoben, hineingenommen und magisch verdichtet. Der Anfang dieser einzigartigen gewaltigen Vers- und Prosadichtung lautet folgendermaßen:

*Als geistiges Gefäß voll mannigfaltigen
Wohlgeruchs
von Moschus, Ambra und deutscher Fichte
wurde in Weltgesangs-Rhythmen abgefaßt
dieser Koran,
zusammengestellt aus wunderbarer Zeiten
Berichten,
aus Tagvisionen und Nachtgesichten,
Sterndeuter Orakeln und Göttergeschichten,
Prophetensprüchen und beitönenden Liedern,
daß er euch Geist und Gemüt zu Gott erhebe,
dem Allgewaltigen, der barmherzig ist.*

Wahrhaftig! In Weltgesangsrhythmen ist dieser Koran abgefaßt, ein Buch voller Hymnen, Oden, Litaneien, Gebete und Beschwörungen, ein tropischer Urwald von Gleichnissen und Klängen, von Sinnbildern und Anspielungen, von Sagen und Mythen, Prophezeiungen und Erinnerungen. Das Urwaldhafte dieser Dichtung läßt den Wunsch nach Bändigung der Fülle laut werden. Wie Jean Paul, der große ostfränkische Meister, ertrinkt Derleth in



Karl Bauer: Ludwig Derleth

seinem kosmischen Bildermeer, das unaufhörlich an die Küste unseres Bewußtseins brandet, das unsere Sinne aufwühlt und unsern Verstand mit mystischem Weihrauch umwölkt.

Das soll keine abträgliche Feststellung sein — als Gegensatz zu dieser wuchernden Fantasiewelt erscheint die unbestechliche und kristallische Erkenntnis von Gott und Mensch in unserer Zeit. Derleth gibt in Sinsprüchen und philosophischen Selbstgesprächen dieser Erkenntnis unerbittlichen Ausdruck. Er durchleuchtet mit seinem harten Geisteslicht unsere Politik und Kultur als ein Fordernder und Wissender; hier wird er zum prophetischen Künster neuer Maßstäbe und kommender Entwicklungen, in denen der Mensch unterm Auge Gottes wieder Mensch und wesentlich wird. Freilich — die Grundauffassung Derleths über die politische und soziale Entwicklung der Zukunft entspricht einem aristokratischen Wertgefühl, seiner Überzeugung von einer naturgegebenen hierarchischen Stufenordnung, in der jeder Stand und jeder einzelne seine ihm zugemessene Aufgabe zu erfüllen hat, in der es keine öde Gleichmacherei gibt, in der die Stimmen gewogen und nicht gezählt werden.

Derleth ist zutiefst von dem Anbruch der Pöbelherrschaft überzeugt, die zu Diktatur und zum Parteicäsarismus führen muß, wenn nicht an Stelle der Formaldemokratie eine Personaldemokratie tritt. Er glaubt, daß die schöpferischen Persönlichkeiten der Völker die Verantwortung übernehmen müssen, wie es einst Plato geglaubt hat, und er will, daß sie aus dem Volke entdeckt und ausgelesen werden. Erziehung ist für ihn zugleich Elitenbildung. Was er anstrebt und wofür er kämpft, ist eine abendländische Völker- und Kultur-

gemeinschaft, in der ein großer Ordnungsgedanke sich durchsetzt, wie er einst in der Gottesstaatsidee des heiligen Augustinus aufgezeigt und im sakralen Kaisertum des Mittelalters wenigstens teilweise verwirklicht wurde.

Man mag zu diesen „unmodernen“ Gedanken Derleths stehen, wie man will — sie haben ihn in seiner zeitgenössischen Welt zum Einsamen gemacht — eines ist sicher — seine Gedanken sind zeitlos und wert, durchdacht zu werden. Ich zitiere hier einige aus seinen rhythmisch hingeworfenen Erkenntnissen:

„Überall der Freiheitsschwindel.

Zwiespalt, Verfall, die niedere Eifersucht und der gallige Neid
und die Auflehnung der ungezügelten Niedertracht
gegen jedes Prinzip von Autorität.

Die Masse hat die Kirche hingerichtet,
und nachdem sie von allen göttlichen Gesetzen sich losgesagt,
nimmt sie für sich in Anspruch,
das Prinzip der Wahrheit und der Gerechtigkeit zu sein:
Extra canalliam nulla salus.

Ein größerer Abfall und Rückgang
von der Entwicklungsgeschichte der menschlichen Freiheit
ist nicht zu denken.

Ohne Hingabe an das zu Recht bestehende Allgemeine,
ohne persönliche Aufopferung und öffentlichen Geist
sucht man Unabhängigkeit von allen Forderungen des Ehrgefühls,
von allen moralischen Begriffen.

Gottesdienst und Herrendienst wird gleichzeitig
von usurpierenden Sklavenhaufen abgetan,
in welchen die Überlieferungen kein dankbares Gefühl mehr
für die ererbten Wohltaten der Vergangenheit erregt.

Alles geschieht nur,
um von einer Übermacht freizukommen
und die fundamentalen Grundsätze der Gerechtigkeit zu untergraben.
Lasten werden abgeschüttelt,
aber das Leben wird damit nicht leichter gemacht.

Kaum sind Bedürfnisse befriedigt,
so hebt der Anspruch aller Gelüste an.

Haben sie Freiheit, wollen sie Gleichheit haben,
haben sie Gleichheit, erkennen sie niemand mehr
als ihresgleichen an, und nichts ist unerträglicher
als die Launen seiner Majestät des Pöbels.

Unter zerschlagenen Bildsäulen,
deren erzene Häupter ihre Sohle berührt,
klingt ihr Jubel wie Gelächter der Pygmäen
an der Leiche des Giganten.

Das sind strenge Worte für den unbesehnen Anbeter heutiger politischer Fortschrittsformen — aber — wenn es keine Mahner und Aufwühler, keine Verteidiger zeitloser Werte und keine konservativen Revolutionäre mehr gäbe, kein Salz und keinen Sauerteig mehr, so würde das Brot, das wir essen, dumpf und schimmlig werden. Wir müssen den Mut haben, den Zeitkritiker Derleth anzuhören und sein Anliegen kritisch zu prüfen. Derleth fühlte sich noch im alten Sinne als Dichter und Deuter, als Täter und Mitverantwortlicher, der sich nicht in ein abgeschlossenes Reich der Poesie zurückzog, son-

dern der selbst um den Preis der Ungnade der Vielen den Kampf für Recht und Freiheit im unendlichen Raum der menschlichen Aufgaben mitzufechten hatte.

Dazu gehörte Mut; denn populär war eine solche Haltung nicht. Derleth nahm die Unpopulärität seines Schaffens um der Zukunft willen stolz auf sich; er wußte, daß er zu seinen Lebzeiten nicht ernten würde, was er säte.

In der Dichtung Ludwig Derleths gibt es erstaunliche Mannigfaltigkeit von Paradoxen und Stimmungen, wie sie nur einem universellen Anreger und Aufpflüger zur Verfügung stehen. Öfters sind seine dichterischen Aussagen an der Grenze des Geschlossenen und Geformten: er löst absichtlich die Umrisse auf, um ins Unendliche und Gehänte hinauszugreifen; seine Verse klingen manchmal wie provisorisch und augenblicklich; sie entbehren gelegentlich einer festen Struktur. Dafür sind sie wie ein Opal in tausend Lichtern schillernd, vom Spiel der Fantasie verführt bis in die unbewußten Tiefen der menschlichen Seele, und aus dieser Tiefe uralte Erinnerungen schöpfend.

Josef Nadler, der Literaturhistoriker, sagt vom Fränkischen Koran: „Ein mystisches Seelengedicht. Ein einziger Pindarischer Hymnus aus fünftausend Versen, singt er die Pilgerfahrt der Menschenseele von Gott zu Gott über die wogende See eines Menschenlebens. Neun Abenteuer — dreimal die heilige Drei — bilden eine Kette von umbrandeten Inseln in dem unermesslichen Ozean der Worte. Eine Sinfonie von Gedichten und Stilarten: Trinklieder und Liebesgedichte, Idyllen, Kirchweihswänke und übermüttige Parodien! Raumlos und überzeitlich fließen die satten Farben aller Völker und Jahrhunderte zu dem einen strahlenden Tageslicht der Menschenwelt zusammen: Das gotische Dämmerlicht der Kirche, die Heiterkeit Attikas, die Nächte des Morgenlandes, die Farbenpracht der Südsee, das leuchtende Herbstlaub deutschen Weinlandes. Ein stolzer Verächter seines unwürdigen Zeitalters hat sich adelig in diesen makellosen Versen aufbewahrt, die voll erlebter Weisheit und erschreckender Wahrsagen sind.“

Welcher Dichter könnte es heute wagen, eine solche Schöpfung in die Welt zu werfen, ohne entweder für einen Chaotiker oder einen Fantasten zu gelten? Dennoch ist alles, was Derleth will und schafft, das Gegenteil des Fantastischen, es ist eine universale Schau in die Zusammenhänge des Größten und Kleinsten. Trotz aller Lockerheit, trotz aller gelegentlichen Sorglosigkeit ist der überraschende Wurf da: er verblüfft, er begeistert und enttäuscht gelegentlich auch — enttäuscht deshalb, weil man wünscht, daß gewisse Dinge, Bilder und Erkenntnisse in einer festen gehämmerten Form endgültig erscheinen möchten, man darf aber nicht vergessen, was der Dichter will: nämlich die Herzen, die Sinne und die Geister aufreißen, aufpflügen und mit ihnen aufbrechen ins Unbekannte, in den Schicksalsraum des Mikrokosmos Mensch, der im Sinne Derleths ein Spiegelbild des Makrokosmos ist.

Hier wirkt sich die Weltoffenheit und Weltsehnsucht fränkischen Herrentums aus, das einstens das Abendland zu einem großen Gebilde zusammengefügt und nach der Völkerwanderung das neue Europa geschaffen hat.

„Ein Heimweh nach Gott“, hat Pieter van der Meer de Walcheren die Dichtung Ludwig Derleths genannt. Wahrhaftig! Dieses Heimweh nach Gott geht durch alle Zeiten und Räume, durch christliche und heidnische Welterlebnisse, um das letzte erlösende Wort zu suchen, das Wort, das Fleisch ward, und das im Anfang war und am Ende ist.

Die Gefahr Ludwig Derleths: seine manchmal verflackernde mystische Art, seine dionysische Überreizung und Bildschwelgerei, seine oft allzu starke Instrumentierung der Verse soll nicht verschwiegen werden. Wir haben oft locker gebündelte Garben einer reichen Lebensernte vor uns, aber diese Lebensernte ist es wert, endlich in die Scheune der Zeit eingefahren zu werden. Bisher haben nur Wenige den Gehalt und die Gestalt dieses Mannes gewürdigt; vor Jahren bei einem Gespräch mit Werner Bergengruen in Bamberg klang die Hochachtung durch, die dieser Autor für den seltsamen Menschen und Dichter Ludwig Derleth hat.

Er ist geboren in Gerolzhofen im Jahre 1870 und in der freiwilligen Verbannung im Jahre 1948 gestorben im schweizerischen Tessin unter südlicher Sonne. Bisher ist der Franke Ludwig Derleth ein Heimatloser in seiner Heimat geblieben, ein Namenloser, weil — vielleicht — sein Name noch die Zukunft vor sich hat. Sein Stern ist im Aufgang.

Wir müssen ihm danken für sein Werk. *Omnis Franco nobilis!* Er gehörte zu den adeligen, untadeligen, freien und stolzen Franken, die einst das Abendland gegründet haben und denen es heute um ein inneres Reich geht, um ein Imperium christlich-abendländischen Geistes.

Erziehung und Selbsterziehung

Ein heiteres Stücklein aus Oberfranken

Von H. M. Aulenor

Der „alt Nagler“ war mein Urgroßvater, ein Handelsbürger ohne Landwirtschaft, ein kluger und in seiner Jugend weitgereister Mann, der sich in der fränkischen Kleinstadt W. eines hohen Ansehens erfreute und manches Ehrenamt bekleidete.

Einige seiner Mitbürger schätzten ihn aber mehr wegen seiner mächtigen Holzstoße, die er als sorglicher Hausvater an der Bretterwand seines Hinterhofs am Kirchenweg aufschichtete. Im Vorbeigehen taten manche holzbedürftige Mitbürger einen tüchtigen Griff ins Volle und „wärmten sich an fremder Glut“, wie der Dichter sagt.

Der „alt Nagler“ war damit gar nicht einverstanden und sann auf Rache. Die Sprengstoffgesetze des Staates mißachtend, hohlte er mehrere seiner Holzscheiter aus, füllte sie mit einer kräftigen Ladung Sprengpulver aus seinem Laden, legte diese heimtückischen „Minen“ unauffällig zurück auf seinen Holzstoß und wartete auf den heilsamen Erfolg, der den Beteiligten eine Lehre sein sollte.

So kam es denn auch, und zwar für alle Beteiligten. Zunächst explodierten ein paar Öfen in der Suttengasse, dann aber auch des „alten Naglers“ eigener geliebter Ofen. Denn der „alt Nagler“ hatte vergessen, meine Urgroßmutter von seinen Maßnahmen zu unterrichten und sie zu warnen.

Da zog wohl er selber die heilsamste Lehre aus der Katastrophe seines Ofens:

Wer andern eine Grube gräbt und sie mit Sprengpulver füllt, soll sich die Stelle gut merken!